



Evang. Gemeindeblatt für Stadt u. Landkreis Elbing

Verlagspostanstalt:
Selligensbeil Ostpr.

Herausgeber:
Evang. Volksbund

Wo die Sonne der Ewigkeit durch die Strahlen des Wortes Gottes auf einem Sonntag geruht hat, da leuchtet auch ein heller Schein in die Woche hinein; die Last wird leichter, die Trauer milder, die Arbeit treuer. Es reicht die Erquickung hinüber über die sechs Wochentage, bis wieder der Sonntag das leergewordene Krüglein füllt und neuen Frieden des Herzens und Geistes uns zuführt.

Dryander.

Ich weiß, mein Gott, daß all mein Tun
und Werk auf deinem Willen ruhn,
von dir kommt Glück und Segen;
was du regierst, das geht und steht
auf rechten, guten Wegen.

Ist's Werk von dir, so hilf zu Glück;
ist's Menschentun, so treib zurück
und ändre meine Sinnen.
Was du nicht wirkst, pflegt von ihm selbst
in kurzem zu zerrinnen.

Tritt du zu mir und mache leicht,
was mir sonst fast unmöglich deucht,
und bring zum guten Ende,
was du selbst angefangen hast
durch Weisheit deiner Hände.

Ist ja der Anfang etwas schwer,
und muß ich auch ins tiefe Meer
der bittern Sorgen treten,
so treib mich nur ohn Unterlaß
zu seufzen und zu beten.

P. Gerhardt.

Ein Wort zur Schlaflosigkeit.

„Das Reich Gottes hat sich also, als wenn ein Mensch Samen aufs Land wirft und schläft.“
(Mark. 4, 26—27.)

Die Frage: „Was werden wir essen, was werden wir trinken“ muß nicht gerade die Frage eines Schlemmers und Ausdruck gemeiner Gaumenlust sein, es kann sich dahinter auch Mangel und Angst verbergen. Wenn manche unter uns den Anbruch der Nacht mit Furcht entgegensehen, und fragen: Wie werde ich schlafen, wie finde ich Ruhe? . . . so brauchen wir darum nicht auf ein verschlafenes Zeitalter zu schelten.

Es ist ein Stück der Not unserer Zeit, daß vielen die Nacht nicht mehr das bringt, was der Tag braucht: Ruhe und Sammlung neuer Kräfte für ihr Tagwerk. Wir preisen heute den glücklich, der Arbeit hat und Broterwerb; wer aber unausgeruht und unerquickt seine Kraft Tag um Tag verausgabt, für den wird das Leben ein ver-

langsamtes Sterben. Die Frage nach der nächtlichen Ruhe ist genau so ernst wie die Frage nach dem täglichen Brot.

Wir lassen es dahingestellt, ob die fiebrige Hast und Unrast unseres heutigen Erwerbslebens auf menschlicher Gesamtschuld beruht und in der Sünde wurzelt, oder ob sie Schicksal ist und in Gottes Hand ein Prüfmittel. Jedenfalls faßt uns tiefes Mitleid mit den Märtyrern der Ruhelosigkeit. Wie eine unbarmherzig stets aufs neue angeschlagene Saite schwingen ihre Nerven und Gedanken von den Erregungen des Tages unruhevoll nach, je stiller die Nacht, desto quälender und peiniger. Es ist, als ob der Strom der Tagesarbeit und Mühen noch nächtlicherweile durch ihren Körper liefe, als wären sie noch ein Stück der Maschine, an der sie gearbeitet, als wenn die Menschen, die ihnen tagüber begegnet, nochmals zum nächtlichen Besuch sich einstellten und ihre Worte und die eigenen wie ein vielfaches Echo, von einer fernen Wand zurückgeworfen, wieder ertönten und die Nachtruhe raubten. Und um Mitternacht legt sich die Plage des kommenden Tages auf ihre Seele, ehe sie die Last des vergangenen haben ablegen können.

Hat Jesus ein Wort für die Schlaflosen? Wir finden es in dem Gleichnis, das im Markus-Evangelium Kapitel 4, Vers 26—29 steht. Der Säemann hat des Tages Last und Hitze getragen, er hat das Feld bestellt, der Säedasten ist leer. Mit mächtiger Wurfsand hat er in ungezählten Schritten die Furchen auf- und abgehend die Saat gesät, dann eingeeget; nun ist sein Arm müde, sein Rücken schmerzt ihn, nun darf er Pflug und Egge und Saatsack beiseite tun. Er hat getan, was er konnte. Nun darf er feiern und ruhen — und schlafen. Jesus prägt hier die göttliche Ordnung neu ein: sie weiß von Pflicht zur Arbeit, aber auch vom Recht zur Ruhe. Gott ist nicht ein harter Arbeitgeber, der aus Muskeln und Gehirn das Letzte an Arbeitsleistung herauspreßt. Wenn du deine Arbeit tuft, dann setze deine Kraft ganz ein; wenn du feierst, dann löse dich auch von ihrer Last. Das ist ein Stück jener Erlösung, die uns der Heiland erworben. Mache es nicht wie ein Kind, das sich müde spielt — und Spiel ist die Arbeit des Kindes —, und dann noch sein Spielzeug mit ins Bett nimmt und sein Köpfchen daran stößt. Wenn du ein Nachtlager auffuchst, lege deine Arbeit nieder. Gewiß, das ist eine Kunst; auch Schlafen ist eine Kunst. Wir lernen sie wieder, wenn wir unsere Arbeit nicht nur aus der Hand legen, sondern in Gottes Hand legen.

Paulus hat einmal gesagt, daß wir „Gottes Mitarbeiter“ sind; das gilt nicht nur für die „Arbeit im Reich Gottes“, sondern auch für die in Fabrik und Werkstatt, in Büro und Haus und Küche. Wie kann dieser Ehrentitel Kräfte in uns wecken, die über unsere eigene Leistungs-

fähigkeit uns hoch hinausheben! Aber welsch eine tröstliche Beruhigung liegt auch darin: für das Gelingen der uns aufgetragenen Arbeit trägt die letzte Verantwortung nicht der Haushalter, sondern der Herr. Das wollen wir uns immer wieder sagen, wenn der Dämon der Schlaflosigkeit einen Anschlag auf uns macht.

B. in S.

Michael Meyenburg.

Von Paul Schreckenbach. (Fortsetzung.)

Es wurde mit einem Male ganz still im Saale. Alles blickte mit neuerwachender Hoffnung auf den Sprecher, der mit feinem ruhigen Antlitz dastand, als verhandle man über ganz gleichgültige Dinge. „Ich hab's gesagt,“ rief Sivert Eienrot. „Der hat uns gefehlt. Der wird den Rat retten.“

Ein Murmeln des Beifalls folgte seinen Worten. Viele nickten dem Syndikus zu, der nun mit lauter Stimme sprach: „Ich meine, es ist in Wahrheit nicht schwer, die Rechnung der Schelme zuschanden zu machen, wenn Ihr nur dem folgen wollt, was ich Euch rate.“

„So ratet!“ rief Kurt Hauschild, und der Altbürgermeister Sack sagte mit großem Nachdruck: „Gott hat diesem Manne eine schier übermenschliche Klugheit verliehen. Ich rate euch, liebe Gesellen, tut, was er sagt.“

„Dann rate ich euch zuvörderst das eine: gebt von heute an alle Gewalt in die Hände der vier Ratsmeister, die jedes Kollegium hat, auf sechs Wochen. Diese zwölf Männer mögen gebieten in Nordhausen, was zu tun ist. Es taugt aus vielen Ursachen nicht, daß in diesen Zeiten sechsunddreißig Köpfe zu entscheiden haben, was der Stadt dient und was wir meiden müssen. Diesen zwölf Bürgermeistern will ich dann meine Meinung offenbaren.“

„Er ratet gut!“ rief der worthabende Bürgermeister. „Ich meine, wir tun danach.“ Er hatte auf der Stelle begriffen, was Meyenburg wollte. Im Rate saßen einige Leute, die nicht sicher waren. Es mochte sein, daß durch sie manches in die Öffentlichkeit durchsickerte, was besser strenges Geheimnis geblieben wäre. „Wer ihm zustimmt, erhebe die Hand!“ rief er.

Die meisten reckten die Hand empor, nur einige murrten, und der Bürgermeister sah mit Genugthuung, daß es die waren, die er im Verdacht hatte. Sie waren nun überstimmt und konnten nichts mehr schaden. Die Mehrzahl der Ratsherren war sichtlich froh, daß sie jeder Verantwortung enthoben waren.

„So bleiben denn wir zwölf hier zurück, und die anderen können jetzt gehen,“ gebot Ernst, und es geschah ohne Widerrede, wenn auch einige im Abgehen wütende Blicke nach dem Bürgermeister und Meyenburg schossen.

Raum hatten sie den Saal verlassen, so bat Konrad Ernst den Syndikus, der Versammlung seinen Plan kund zu tun.

„Das will ich gern tun, meine werten Herren und günstigen Freunde,“ erwiderte Meyenburg. „Aber erlaubt mir, daß ich mich dabei setze. Ich habe Schweres erlitten in den letzten Tagen, so daß mich meine Anie kaum noch tragen.“ Er ließ sich auf einem der Ratsstühle nieder und fuhr fort: „Wir müssen unverzüglich zusehen, auf daß wir den Aufruhr ersticken, ehe er zu weit greift. Ein kleines Flämmchen tritt man leicht aus, nicht aber ein großes Feuer. Darum so rate ich zum ersten: morgen, wenn der Tag graut, versammeln wir uns alle hier im Rathause mit unserer besten Wehr. Die Stadtknechte werden aufgeboden, soweit sie nicht an den Toren nötig sind. Jeder von uns geht heute abend noch zu je viieren, die ganz sicher sind, und ladet sie ein, daß sie bewaffnet aufs Rathaus kommen sollen zur selben Stunde. Wir stellen eine Liste auf von denen, die uns als sicher gelten. Dann brechen wir auf und bringen zu gleicher Zeit in die Häuser derer ein, die es mit den Schwarmgeistern halten oder auch nur dessen verdächtig sind. Dort nehmen wir alle Waffen weg, Spieße und Schwerter und Feuerrohre. So können wir in einer Viertelstunde das ganze Rautenviertel und die Neustadt und das Blasienviertel von Waffen entblößen. Die Rädleinsführer, Hans Rehner, die Sanderschen Brüder, den Helmsdorf nehmen wir in Verwahrung, vielleicht den einen oder den anderen dazu. Geschicht das, so ist der Aufstand

aus, ehe er angefangen hat. Aber schnell muß das geschehen und alles zur gleichen Zeit, so daß sie sich nicht zusammenrotten können. Was dünkt euch, ihr Herren? Wollt ihr das?“

Einen Augenblick herrschte Schweigen, dann aber brach lauter, lärmender Beifall aus. „Das ist der klügste Rat, den wir finden können, Freunde!“ rief der Ratsmeister Johann Branderoth. „Mit ihren Messern und Aexten und Beilen, die wir ihnen ja lassen müssen, können sie keinen Aufruhr machen. Ich rate euch, tut, was der Syndikus vorschlägt.“

„Wer dafür ist, stehe auf!“ gebot der worthabende Bürgermeister.

Alle erhoben sich, und somit war Meyenburgs Rat angenommen.

„Ich achte,“ sagte er, „damit sind wir für die nächste Zeit aller Gefahr ledig. Damit wir aber noch sicherer sind, auch dann, wenn die Feinde des Rates heimlich in der Nacht Waffen in die Stadt brächten, so rate ich zum zweiten: das hohe Kollegium Senatorum, das jetzt die Gewalt in Nordhausen allein ausübt, wolle sofort, noch morgen, geschickte Leute aussenden, die in Erfurt, Eisleben, Mansfeld drei- oder vierhundert Knechte für uns werben.“

„Werden jetzt schwer zu haben sein, wo alle Welt Landsknechte sucht,“ warf der Ratsherr Hesse ein.

„Sie laufen dem gewißlich zu, der das meiste bietet“ entgegnete Meyenburg. „Wir bieten den dreifachen Sold, drei Reichstaler den Monat.“

„Seid Ihr des Teufels?“ rief Hans Lutteroth, der um seiner Sparsamkeit willen in der Stadt und darüber hinaus bekannt war. „Warum sollen wir das gute Geld so zum Fenster hinauswerfen?“

„Weil wir die Leute haben müssen. Was meint Ihr, würden wir verlieren, wenn das gemeine Volk auch nur eine Woche lang zur Gewalt käme? Jeder von uns hüßte tausend Reichstaler ein, vielleicht noch der oder jener Leib und Leben. Zudem brauchen wir die Knechte höchstens acht Wochen. Dann lassen wir sie wieder ziehen.“

„Warum rechnet Ihr nur auf acht Wochen?“ fragte Konrad Ernst.

„Weil bis dahin der Rummel zu Ende ist. Die beiden Sachen, der Hesse, der Mansfelder rüsten stark. Sind die fertig, so werden sie der aufrührerischen Rote gewißlich bald Herr. Was verstehen denn die Propheten vom Kriegswesen? So viel wie man aus den Büchern der Könige lernt, und das ist wenig. Sie können das Volk aufwiegeln und toll machen, aber führen können sie es nicht.“

„Gott gebe, daß Ihr recht behaltet!“ sagte der worthabende Bürgermeister. „Ist einer gegen die Werbung der Knechte? Der rede jetzt und schweige hernach! Tut keiner den Mund auf? Gut, so ist auch dieser Antrag angenommen.“

„Nun kommt das dritte, was ich zu sagen habe, und das ist die klügliche Sache,“ fuhr Meyenburg fort. „Womit, ihr Herren, fängt jedesmal und allerorten der Aufruhr an? Damit, daß die Leute die Klöster stürmen. Den Mönchen geschieht ja nur recht, wenn man sie aus ihren Häusern jagt, denn sie sind nur unnütze Fresser. Aber es wird dabei viel Geld und Gut verschleudert, was man wohl verwenden könnte zum gemeinen Nutzen. Auch wird dadurch die Eier erregt nach dem, was die Reichen besitzen. So rate ich denn, wir zwingen unsere Klöster, daß sie alles Geld und alle ihre Kleinodien dem Rate ausliefern, daß er es bewahre in den Kellern des Rathauses, bis ruhigere Zeiten kommen. Mehr noch, ihr Herren! Die Klöster und das Kreuzstift können der Stadt gefährlich sein, wenn sie nicht in ihrer Hand sind. Die Domsfreiheit liegt so, daß man von da aus Leute heimlich in die Stadt nehmen kann, das Predigerkloster zwischen der Ruttelpforte und dem Marterturm ist hart an der Mauer gelegen, und die Mönche sind ein unsicheres Volk. Darum soll Jonas von Stockhausen, unser Hauptmann, die Klöster alle besetzen, und die Pfaffen sollen alle den Eid schwören, daß sie dem Rat wollen untertan und gehorsam sein. Wir können nicht dulden, daß Menschen in der Stadt sind, die tun und lassen, was sie wollen, ohne der Stadt verpflichtet zu sein.“

Diesen Worten folgte eine Stille, die lange andauerte. Endlich sagte der Ratsmeister Erasmus Schmidt: „Bei den Barfüßern, den Predigern und den Augustinern hätt' ich

Gustav Adolf-Vote für die Ostmark

Blatt des Hauptvereins der Gustav Adolf-Stiftung in Königsberg.

Jahrgang 35.

Schriftleiter: Hr. Brunau in Königsberg Pr.

Nummer 9

Diasporanot — Heimathilfe!

Der Evang. Verein der Gustav Adolf-Stiftung in Freiburg.

Von den großen Gustav Adolf-Festen gilt das alte Schriftwort, daß der letzte Tag des Festes auch der schönste ist: der letzte Tag, da die im Land gesammelten Festgaben überreicht und die großen Liebesgaben verteilt werden. Eine dramatische Unterbrechung erfuhr diese letzte Hauptversammlung dadurch, daß plötzlich über Freiburg der neu-erbauete Zeppelin erschien. Als das Gefnatter der Motore hörbar wurde, erhoben sich die vielen Hundert tiefergegriffen und sangen jubelnd unser Deutschlandlied, dann stürmten sie hinaus, den kühnen Luftbezwinger froh zu grüßen! Ein unvergeßlicher Augenblick! Ein „Dennoch“. — Diese Schöpfertat des deutschen Ingenieurs — und darum ein Sinnbild des Glaubens, der doch im Grunde auch nichts anderes ist als dieses eine siegesfrohe „Dennoch“; — zugleich Sinnbild der Liebesarbeit des Vereins, der jenes edlen Schwedenkönigs Namen trägt! Von diesem stolzen Sonnenflug des Glaubens und der Liebe legte Zeugnis ab die so wohlgelungene reichgesegnete Freiburger Tagung des Gustav Adolf-Vereins.

Mit besonderer Herzlichkeit wurde der Gustav Adolf-Verein von den Freiburger Evangelischen, ja von den Glaubensgenossen des ganzen Badener Landes aufgenommen. Lang war die Vorfreude gewesen. 1913 war die erste Einladung nach Freiburg erfolgt, für 1914 angenommen; dann kam der Krieg! Nun endlich durften die Freiburger den ersehnten Gast begrüßen! Die evangelische Bevölkerung Badens bringt der Arbeit des Gustav Adolf-Vereins besonderes Verständnis entgegen, fühlt sie sich doch selbst als Diaspora. Von den 1555 Gemeinden des Landes sind nur 6 rein evangelisch, 80 rein katholisch, die übrigen konfessionell gemischt. In 750 Gemeinden, in denen 5—20 % der Bevölkerung evangelisch sind, wird regelmäßig evangelischer Gottesdienst gehalten. Freiburg selbst zählt neben 59 996 Katholiken 27 076 Evangelische. 5 evgl. Kirchen dienen der Anbetung Gottes und der Erbauung der Gemeinde.

Wo Kampf ist, da ist auch Leben! Wo wir Evangelischen gezwungen sind, für unseren Glauben zu kämpfen, da ist in den Gemeinden mehr frisches, pulsierendes Leben als dort, wo keine Anfechtungen, kein Kampf das geruhige und stille Leben gefährden. Das durften wir auch ganz besonders bei dieser Gustav Adolf-Tagung spüren. Der Zudrang zu allen Veranstaltungen war überwältigend; schon bei dem „Austakt zum Fest“: dem Zug zur Festhalle und dem Volksfest in ihr! Schier endlos war der Festzug. Aus allen Teilen des Landes waren Abordnungen, z. T. in ihren materiellen Landestrachten, erschienen. Im Umsehen war die riesige Festhalle überfüllt. Zwei Kirchen mußten hinzugenommen werden und aus der einen Versammlung wurden drei! Erfreulich war die Teilnahme, die auch katholische Bevölkerungskreise den Veranstaltungen entgegenbrachten. Die Stadt zeigte reichen Flaggen Schmuck; besonders warme Worte der Begrüßung fand der selbst gut katholische Oberbürgermeister Dr. Bender. —

Die Gustav Adolf-Feste haben ihr festes Gepräge. Zwei Grundakkorde klingen immer wieder durch! Der Ton der Not und der der Hilfe! Diasporanot und Heimathilfe! So auch in Freiburg! Von überall her waren sie gekommen die Brüder aus der Diaspora und sangen ihr Lied von Unterdrückung, Ungerechtigkeit und vieler Not: aus Polen, Jugoslawien, Italien, Spanien, Bessarabien, Siebenbürgen, Oesterreich, Ungarn, Tschechoslowakei, von der Grenzmark, Litauen, Ostpreußen, Rußland. „Diaspora bedeutet Vereinsamung.“ Immer wieder mußten wir es hören. Nur eins: Polen! Von 1½ Mill. Evangelischen sind heute nur noch 350 000 im Lande — die anderen vertrieben, abgewandert. Nur 250 Geistliche stehen noch in der Arbeit, davon sind 1/3 über 60 Jahre. Von

39 000 evangelischen Kindern besuchen 1/3 rein polnische Schulen, beherrscht von katholisch-polnischem Geist. — Erschütternd war, was ein Pastor von den Opfern erzählte, die er und andere gebracht, um im Lande bleiben zu können: der Hirte bei seiner Herde! Kampf stählt. Not schmiebet zusammen. Wie Felsen stehen sie in brandender Flut, verbunden durch Glauben, Hoffnung und Liebe.

Diasporanot und Heimathilfe begegnen sich auf den Gustav Adolf-Festen — so auch hier in Freiburg. Von viel stiller, treuer Liebesarbeit wußte der Jahresbericht zu erzählen: 1 852 198 Mark sind im letzten Jahre gesammelt. Das ist gewiß erfreulich — und doch nicht ausreichend, alle Not zu lindern oder gar zu stillen. Etwa 2000 Diasporagemeinden strecken jährlich ihre Hände Hilfe heischend aus zur Heimat; große Aufgaben warten auf Durchführung; immer neue Mittel und Wege müssen gesucht werden, Herzen und Hände für dies Werk der Bruderliebe zu öffnen. Großes hat darin Baden geleistet. 48 900 Mark sind für das Freiburger Fest im Badener Lande gesammelt und wurden von den Vertretern der einzelnen Sammelgruppen feierlich überreicht, dazu kommen 25 000 Mark, die von den Hauptvereinen für ein Karl-Rendtorff-Haus in Leipzig, ein Studentenheim für Theologiestudierende aus der Diaspora gesammelt waren, außerdem 37 000 Mark Kindergabe und 13 500 Mark, die die Gustav Adolf-Frauenvereine für das so armselige kleine Diakonissen- und Waisenhaus in Novi Vrbas in Jugoslawien aufgebracht hatten. Ein reicher Gottesseggen! Für die große Liebesgabe standen drei Gemeinden zur Wahl: Altmark in Ostpreußen, Sraštovar in Kroatien, Radkersburg in Steiermark. Prof. D. Hilbert, Leipzig berichtete über alle drei Gemeinden: alle drei sind gleich würdig und bedürftig. Altmark erhielt 113, Radkersburg 103, Sraštovac 17 Stimmen; infolgedessen Altmark 27 700 Mark und die beiden anderen je 10 355 Mark. Heimathilfe überwand Diasporanot.

Rahmen und Hintergrund erhielt die Tagung durch die Begrüßungsversammlung, durch 4 Gottesdienste, eine Festausführung des Messias, einen Besuch in der Diasporagemeinde Breisach, eine stimmungsvolle Schlußfeier im herrlichen Münster zu Basel und durch reiche Arbeit in den einzelnen Arbeitsgemeinschaften. Ueber „Diakonissenarbeit in der Diaspora“, „Volksmission in der Diaspora“, „Rußland“, „Polen“ u. a. wurde hier ernst beraten; neue Wege zu neuer Arbeit wurden gesucht und gefunden.

Die Freiburger Tagung stand unter fühlbarem Gottesseggen! Als Trost und Kraft nahmen ihn die Diasporabrüder mit fort in neue Kämpfe um das alte Evangelium, uns gab das Gotteszeugnis neuen Anstoß zu neuer Liebesarbeit in dem alten Liebeswerk des Gustav Adolf-Vereins! Vorwärts — aufwärts — sonnenwärts — wir wollen's wagen! Jesus siegt! Das Reich muß uns doch bleiben!

P. Ungnad - Berlin.

Eines brasilianischen Reisepredigers Freud und Leid.

Gerne denke ich an die Zeit zurück, da ich als junger Pfarrer im Auftrage der Kiograndenser Synode die neuen Siedlungsgebiete im Nordwesten des Staates zu bereisen hatte, um die weitverstreut wohnenden evangelischen Deutschen kirchlich zu bedienen, sie zu Gemeinden zu sammeln, ihnen Schulen einzurichten und zwischen ihnen und der deutschen Heimat die Bande wieder zu knüpfen und zu festigen.

Ein Kaufmann aus Hamburg, ein rechter christlicher und königlicher Kaufmann, der selbst bei seinem Ritt durchs Land die Verlassenheit der Volksgenossen in der weiten Diaspora gesehen hatte und dem diese Not das Herz bewegt hatte, stellte mit jährlich 3000 Mark der Evangelischen Gesellschaft in Elberfeld die Mittel zu dieser Reisepredigt jahrelang zur Verfügung. So konnte der Grund gelegt

werden zu einer Anzahl großer Gemeinden, die heute ihre eigenen Pfarrer haben, ihre Kirchen und Schulen.

Mit einem Reitknecht, drei Reitpferden, den Kompaß in der Hand, ritt ich durch das große Gebiet von etwa 500 Kilometer Durchmesser. Eisenbahnen gab es nicht, nur wenig Straßen. Wo in dem Gebiet die evangelischen Deutschen wohnten, konnte mir niemand sagen. Ich mußte meine Brüder und Schwestern suchen. Und das habe ich getan in langen mühsamen Ritten, auf denen die Sonne oft unbarmherzig vom blauen Himmel brannte oder der Regen in Strömen herabgoß, tagelang, daß das Wasser durch den Regenmantel drang und aus den hohen Reitstiefeln überquoll.

Wenn wir nach zehnstündigem Tagesritt über die weiten grünen Kampas mit ihren Viehherden oder durch den stillen, majestätischen Urwald abends müde ein Ruheplätzchen für die Nacht suchen, stand nicht immer ein gastlich Haus zur Verfügung. Wie oft haben wir bei „Mutter Grün“ kampieren müssen, unter irgendeinem Baum oder Busch, während die Tiere neben uns im Gras ihr Futter selbst suchten, nachdem sie sich, des Sattels ledig, tüchtig gewälzt und den Rücken gekühlt hatten. — Und schöne Nächte waren es zum Teil in diesem „Hotel das estrellas“ — in diesem Hotel zu den funkelnden Sternen, wenn wir auf unserm Sattelzeug dort im Grase ruhten, den Sattelbock als Kopfkissen, den Mantel als Decke, und über uns das hohe blaue Himmelsgewölbe mit seinen unzähligen leuchtenden Sternen, mit seinem Sternbild des südlichen Kreuzes. Vor Schlangen oder wilden Tieren oder Menschen haben wir niemals da draußen Sorge gehabt. Es ist uns auch niemals Leides geschehen. Ueber gefährliche Flüsse sind wir übergesetzt, im Kanu, während die Pferde nebeneinander schwammen oder sind durchgeritten. Wir standen im Dienst unseres Gottes, wovor sollten wir uns fürchten?

Zuweilen fand ich im Rancho eines Gauchos, eines brasilianischen Viehhirten, Obdach für die Nacht, und wenn es regnete, war ich recht dankbar für diese „Bleibe“. Sonst war der Aufenthalt in den primitiven Hütten, in denen zahlreiche kleine blutdürstige Tierlein den Wüden nicht zur Ruhe kommen ließen, nicht immer angenehm. Ich zog deshalb, sobald das Wetter es zuließ, das Nachtquartier im Freien vor. Dabei gab es denn wohl hin und wieder kleine Abenteuer. Eines Tages kam ich nach langem Ritt zu einer Brasilierhütte. Nach Landesbrauch hielt ich zehn Schritte vor dem Hause auf meinem Pferde, klatschte in die Hände und rief: „O da casa!“ Der Herr des Hauses möge erscheinen! Die Tür tat sich auf und in Hemd und Hose erschien ein brauner schwarzhaariger Mann, der mich freundlich einlud, abzustiegen. A pé, Senhor! e entra! Mit eleganter Grandezza stellte er mir sein ganzes Haus zur Verfügung; ich rauchte mit ihm die Friedenspfeife, d. h., ich trank mit ihm aus seiner Kuja mittels seiner Saugröhre den bitteren Maté. Dann spannte ich für die Nacht zwischen zwei Apfelsinenbäumen vor dem Hause meine Hängematte auf und schlief dort gut, bis gegen Morgen eine eigenartige Bewegung der Hängematte mich weckte. Der Mond war gerade am Untergehen. Da sah ich unter mir einen der großen wilden Kampochsen mit den mächtigen Hörnern, aus denen Trinkhörner geschnitzt werden. Das Tier leckte an meiner Hängematte, als ob es nie etwas Schmachhafteres gehabt hätte. Die Hängematte, die auf dem Rücken meines Pferdes gelegen hatte, war durch den Schweiß salzig geworden. Salz mag das Kampvieh ja so gerne. Ich mußte den Ochsen aber doch in seinem Genuß stören und war froh, daß er erschrocken in die Dunkelheit fortsprang.

Beim weiteren Ritt fand ich dann ein Haus, dem ich es ansah, daß da ein Deutscher wohne. Ich hatte mich auch nicht geirrt. Als ich mich dem Kolonisten aber vorstellte und ihm einen Kuß seiner Heimatkirche brachte und ihm sagte, daß ich ihm und seiner Familie dienen wolle als ihr Pfarrer, da wies er mich höhnisch ab. Sie brauchten im freien Brasilien keine Pfaffen und den lieben Gott auch nicht. Sie hätten es ja lernen müssen, ohne Kirche und Schule auszukommen; es habe sich bisher doch niemand um sie gekümmert. Nun sollte es immer so bleiben. Da war ich also zu spät gekommen. Schweren Herzens ritt ich weiter.

Am einem anderen Hause gab es aber auch anderen Empfang. Der alte Kolonist stellte mit Freuden sein Haus

zu einem Gottesdienst zur Verfügung. Seine Söhne mußten rings im Walde die Volksgenossen einladen. Man fragte mich, ob Katholiken auch mitkommen könnten, um die hätte sich bisher auch niemand gekümmert. Natürlich sollten sie uns als Mitchristen herzlich willkommen sein. Und das Haus ward voll. Sie kamen zu Fuß, zu Pferde, auf Wagen, viele Stunden weit her. Einen evangelischen Gottesdienst hatten sie zum Teil noch nie erlebt. Da das Zimmer nicht ausreichte, standen sie draußen vor den Fenstern und Türen. Aber als ich ihnen so schlicht als möglich predigte, ihnen von Jesus erzählte, da waren sie so aufmerksam, daß sie mir geradezu die Worte von den Lippen nahmen, und an manchem festen Händedruck habe ich wohl gespürt, daß sie dankbar waren. Dann wurden Erwachsene und Kinder getauft, Erwachsene, die noch konfirmiert werden wollten und doch nicht lesen und schreiben konnten, erhielten, soweit Kraft und Zeit reichten, Unterricht. Ehen wurden eingegnet, nachdem die Eheleute vielleicht schon lange zusammengelebt hatten. Da konnte man Einblicke tun in Diasporanot, die erschütternd war! Aber gerade diese Not war ein Ansporn, freudig am Werk zu stehen und alle Mühen und Strapazen nicht zu achten, da es galt, Jesu Reich zu erbauen in den Herzen deutscher Männer und Frauen im fernen Lande, die auch dort mit ihren Kindern evangelische Christen bleiben wollten.

(P. Dedekind,

Deutsch-Evangelische Lebensbilder aus Brasilien.)

Vor dem Ende?

Von der Not und dem schweren Ringen mancher deutschen Auslandsgemeinden gibt uns nachstehendes „Eingefandt“ Kenntnis, das uns aus der „Deutschen Zeitung für Paraguay“ zur Verfügung gestellt wurde.

„In der Zeitung vom 1. Dezember ist eine Anzeige von der Deutsch-Evangelischen Kirche, mit der zur Generalversammlung aufgerufen und zugleich die Tagesordnung angezeigt wird. Da heißt es: „Auflösung der Deutsch-Evangelischen Kirche und evtl. Verkauf des Kirchengebäudes.“ Diese Anzeige ist wohl einzig in ihrer Art und ich glaube, es findet sich so leicht keine deutsche Kolonie im Auslande, die, wenn sie einmal eine Kirche gebaut hat, dieselbe wieder zum Verkauf anbietet. Es ist jedenfalls ein entsetzliches Armutzeugnis, das sich unsere Kolonie damit ausstellt. Ich lebe allerdings nicht in Asunon, habe aber doch oft Gelegenheit auf einige Tage von meinem Camp in die Stadt zu kommen und habe dabei unsere Kirche kennen gelernt und lieb gewonnen und weiß, daß sie mit großen und schweren Opfern gebaut worden ist.

Damals war es noch eine kleine deutsche Kolonie, heute ist dieselbe eine große Kolonie, denn wir alle, die wir draußen wohnen, dürfen uns doch dazu rechnen. Wenn ich an unsern lieben alten verstorbenen Pastor Buz denke, mit welcher Freudigkeit derselbe sein Amt versah und keinen Weg scheute, um auf seiner Reise uns alle zu besuchen, man darf wohl sagen, derselbe hat sein Leben für uns geopfert, und alles getan, um uns unsere kleine Kirche zu erhalten. Und jetzt soll dieselbe verkauft werden, einfach aus Interesselosigkeit weil sich niemand findet, der Lust hat, die Sache in die Hand zu nehmen, die Kirche der Kolonie zu erhalten! Es ist ein trauriges Zeichen der Jetztzeit, ein trauriges Zeugnis, das wir uns selbst ausstellen.

Denken wir an unsere Jugend, ist es doch so für dieselben eine Erinnerung fürs ganze Leben im eigenen Gotteshause getauft, konfirmiert, getraut zu werden; bei wie vielen von uns knüpfen sich liebe Erinnerungen an unsere liebe kleine Kirche! Die darf uns nach meiner Meinung nicht verloren gehen, wie wäre es beschämend, wenn dieselbe in andere Hände überginge. Seid einig, sagt unser alter Hindenburg, das möchte ich auch bei dieser Gelegenheit sagen, seid einig in dem Bestreben, die Kirche zu erhalten. Es werden so viele Opfer in der Kolonie gebracht, so werden wir mit gutem Willen auch dies fertig bringen, und wenn die Zeiten augenblicklich auch schwer sind, es kommen auch wieder bessere Tage, die es uns vielleicht ermöglichen, später wieder einen eigenen Pfarrer zu erhalten. Aber gebt eure Kirche nicht aus den Händen, erhaltet sie uns und unsern Kindern; viele kleine Opfer machen ein großes Ganzes und wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg.“

Nachrichten aus unserm Elbinger Kirchenkreis.

Nachrichten aus dem Elbinger Kirchenkreis.

Zu der Jahrhundertfeier der evangelischen Kirchengemeinde in Frauenburg hatte die Stadt Elbing eine Anzahl von Vertretern entsandt. Mit zwei Dampfzügen fuhrn etwa 600 evangelische Glaubensgenossen nach Frauenburg hinüber, um den in der Diapora lebenden Evangelischen ihre Anteilnahme an dem hohen Festtage zu bezeugen. Außer den geladenen Ehrengästen waren auch eine Menge Kirchenvolks aus der ganzen Provinz erschienen. Das kleine, neurenovierte Gotteshaus konnte die Erschienenen allein nicht fassen, daher wurde ein Gottesdienst im Freien abgehalten. Hofprediger D. Döhning sprach ernst und entschieden über den Wert evangelischen Glaubens. Zu gleicher Zeit hielt Generalsuperintendent D. Gennrich die Festpredigt in der Kirche. Nach dem Gottesdienst folgte Posaunenblasen auf dem Marktplatz. Ein am Nachmittag gehaltener liturgischer Gottesdienst vereinigte die Erschienenen zu einer stillen Feierstunde. Mit der Ueberzeugung, daß auch in Frauenburg die Fahne des Kreuzes Christi hochgehalten wird, kehrten die Elbinger befriedigt nach Elbing zurück.

Am Sonntag, den 14. Oktober, nachm. 2 Uhr findet das Kreis-Gustav-Adolf-Fest in Br. Mark statt. Jedermann ist hierzu herzlich eingeladen.

Vom 19. — 25. Oktober erfolgt die Vorführung des „Lutherfilms“ im Film-Ed. Jeder Evangelische sollte dieses Filmwert sehen. Näheres wird durch die Zeitung bekanntgegeben.

Am Sonntag, den 28. Oktober, nachm. 4 Uhr findet in der Kirche von Heil. Drei Könige Kirchenvisitation durch Sup. Dr. Schack statt, verbunden mit Konfirmationsprüfung und Ansprachen. Sehr zu begrüßen wäre es, wenn sich zu diesem Tage nicht nur, wie es in verschiedenen Kirchentreisen üblich ist, die heranwachsende Jugend, sondern auch die Erwachsenen einer „Visitation“ unterziehen würden.

Kirchenvisitation in Lenzen.

Am Sonntag, den 23. September d. Js., fand in Lenzen die von Herrn Superintendent Dr. Schack abgehaltene Kirchenvisitation statt. Das Gotteshaus war mit Girlanden, Blumen und Sträußen reich geschmückt. Vom Turm herab grüßte die Kirchenfahne die zahlreichen Besucher. Auch die Schuljugend von Lenzen, Succasé und Cadinen hatte sich vollzählig versammelt. Herr Pfarrer Schiwed leitete die Visitation mit einer Predigt über das Jesuwort Matth. 12, 30 ein und sprach über die Losung unserer Arbeit „Sammeln“ zu einer Arbeits- und Kampfgemeinschaft unter Jesu Lebensprogramm „Du sollst lieben!“ In der Unterredung mit den Konfirmanten vor dem Altar entwickelte er am Gleichnis vom verlorenen Sohn nach Luc. 15 den Weg zum wahren Glück. Selbsterkenntnis, Traurigkeit über unsern sündigen Lebenswandel und der gute Wille zur Besserung sind die Vorbedingung, unter der Gottes Geist seine Arbeit an und in uns beginnt. Wer sie erfüllt, empfängt die Wiedergeburt und gelangt zu der seligen Erkenntnis, die und das 4. Hauptstück vermittelt: Wir haben eine Heimat und sollen Gottes Kinder werden! — Der Herr Superintendent ermahnte die Konfirmanten, sich stets an Jesu zu halten. Wie der Pfahl ein frisch gepflanztes Bäumchen aufrecht hält, so wird Jesus alle, die mit ihm durch das Band des Glaubens verbunden sind, sicher durch die Lebensstürme und Nöte zur ewigen Heimat hindurchführen. Die konfirmierte Jugend aber rief er auf, Zeuge für Jesus zu werden und in ihrem Lebenswandel mit der Tat trotz allem Hohn und Spott der Welt zu beweisen, daß ein wahrer Christenmensch und rechtes Gotteskind sich nur leiten läßt von Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Güte, Glaube, Sanftmut und Keuschheit. Den Schülern vom Vorbereitungslehre legte der Herr Superintendent das Gotteswort aus dem 118. Psalm: „Dies ist der Tag, den der Herr macht!“ ans Herz und wies sie an, den Sonntag in ihrem Leben zu einem Tag des Herrn zu machen und ihn

als Bet- und Ruhetag zu feiern. Auch die Erwachsenen, insbesondere die Hausväter und Mütter, wurden visitiert.

Neuheide.

9.30 Uhr Gottesdienst, darauf Beichte und heiliges Abendmahl. 11.30 Uhr Kindergottesdienst.

Getauft: 3 Knaben, 3 Mädchen.

Getraut: Hofbesitzer Sohn Emil Herbert Doerk in Oberterbwalde mit der Hofbesitzertochter Elfriede, Marie Quapp in Oberterbwalde.

Gestorben: 1. 10. 1928 Hausangestellte Auguste, Dorothea Brandt in Fichtthorf, 29 Jahre alt, beerdigt am 6. 10. 1928. — Röm. 14, 8. —

Am Sonntag, den 21. Oktober, nachm. 2 Uhr wird Gottesdienst in der Schule zu Hatendorf gehalten; um 3,15 Uhr Taufen.

Für die Anstalten der Inneren Mission in unserer Provinz Ostpreußen wird auch von der Kirchengemeinde Neuheide ein Erntedankopfer freundlichst erbeten. Naturalien können im Diakonissenhause oder in der Herberge zur Heimat in Elbing oder im Pfarrhause zu Neuheide abgeliefert werden. Geldspenden sind für das Krankenhaus der Barmherzigkeit in Königsberg bestimmt.

Pfarrer Ullmann.

Pomehrendorf.

Seitdem der Einsegnungstermin auf den Palmsonntag verlegt worden ist, während er früher stets auf den Sonntag vor dem Erntedankfest fiel, hat das Erntedankfest viel an Bedeutung eingebüßt. Es waren ehemals an diesem Tage etwa allein 200 Abendmahlsgäste im Gotteshause, außerdem mindestens eben so viele Gemeindeglieder, die nicht am hl. Abendmahl teilnahmen. Jetzt beträgt die Zahl der Abendmahlsgäste kaum 40 bis 50, und die Zahl der Gesamtbesucher etwa 200 bis 250. Fast sämtliche Arbeiter fehlen, weil sie mit der Ernte ihrer Kartoffeln beschäftigt sind. Früher waren wenigstens diejenigen anwesend, welche mit ihren neu-konfirmierten Kindern zur Kommunion kamen. Infolgedessen haben die Arbeiter überhaupt kein Erntedankfest mehr. Denn sie werden diesen Sonntag für die Ernte ihrer Kartoffeln immer nötig haben. Wenn ihnen auch 2 bis 3 Wochentage frei gegeben werden, so reicht das nicht aus, um die Kartoffelernte zu Ende zu bringen. Es bleibt eben nichts übrig, als den Erntedanksonntag zu Hilfe zu nehmen. So ist es hier und so ist es auch in den anderen Gegenden unserer Provinz. Die einzige Möglichkeit, hierin Abhilfe zu schaffen, besteht darin, daß das Erntedankfest mindestens einen Sonntag später wie jetzt stattfindet, was ja auch mit Leichtigkeit durchzuführen ist. Ob das Fest am ersten Sonntag nach Michaelis (29. September) gefeiert wird oder am zweiten, ist wirklich ganz ohne Belang. Ausschlaggebend ist die Frage: Welcher Sonntag ist für die Gemeindeglieder der geeignetste? Und da wird wohl einstimmig der zweite Sonntag nach Michaelis gewählt werden. Unsere Landarbeiter sind auch sonst schon vielfach durch Arbeiten für die eigene Wirtschaft oder auch für die Wirtschaft des Herrn, in dessen Dienst sie stehen, am Sonntag in Anspruch genommen, so daß ihr Kirchenbesuch wenigstens viel zu wünschen übrig läßt. Umso mehr müßte man es ihnen ermöglichen, wenigstens am Erntedanksonntag mit der feiernden Gemeinde im Gotteshause zu sein. Hier liegt meines Erachtens eine dringende Aufgabe für die berufenen Vertreter der Kirche vor, allen Ernstes dafür zu sorgen, daß am Erntedankfest möglichst sämtliche Gemeindeglieder teilnehmen können und daß es nicht noch ferner so bleibt, wie es jetzt ist, nämlich daß der eine Teil der Gemeinde feiert und der andere noch mitten in der eifrigsten Erntearbeit tätig ist. Das Evang. Konfitorium hat verfügt, den Gottesdienst am Erntedanksonntag möglichst schön und anziehend auszugestalten. Aber was nützt das, wenn ein ganz großer Teil der Gemeinde nicht mitfeiern kann, weil er notgedrungen die Kartoffelernte besorgen muß?

Herr Rentier Gottfried Böhne aus Pomehrendorf liebt sich infolge seines hohen Alters und zunehmender körperlicher Schwäche genötigt, das von ihm

46 Jahre hindurch mit viel Liebe und Treue verwaltete Amt eines Kirchenältesten demnächst niederzulegen. Möge ihm Gottes Gnadensonne auch die letzten Lebensjahre mit freundlichem Schein verklären.

Das Urteil des Landgerichts Elbing, betreffend die Anerkennung des Besitzrechtes der Kirchengemeinde Pomehrendorf an dem hiesigen Schul- und Organistengrundstück, ist nun rechtskräftig geworden. Man ist vielfach der Meinung, daß zur Vermeidung der recht hohen Prozeßkosten eine Vereinbarung zwischen den beiden Parteien hätte geschlossen werden sollen ohne Anrufung des Gerichts. So etwas ist doch gar nicht möglich. Hier heißt es doch nur: Entweder — oder. Entweder gehört das Grundstück der Kirchengemeinde oder es gehört der Schulgemeinde. Darüber kann nur das Gericht entscheiden. Die Schulgemeinde hat seinerzeit Jahre lang durch einen Rechtsanwalt diese Sache bearbeiten lassen, während die Kirchengemeinde leider gar nichts zur Erhaltung ihrer Besitzrechte tat. Nur dadurch war es möglich, daß auf Veranlassung höheren Orts das Grundstück in das Eigentum der Schulgemeinde überging. Begünstigt wurde dieses eigenmächtige Handeln durch die Kriegswirren. Die Eintragung des Grundstückes in das Grundbuch der Landgemeinde Pomehrendorf geschah am 31. Dezember 1914. Ein höherer Beamter, der in diese Angelegenheit eingeweiht war und der mir wiederholt sagte: „Lassen Sie nicht locker. Das Grundstück gehört der Kirche“, schreibt mir nach Kenntnisnahme von dem Gerichtsurteil, das er aus dem Gemeindeblatt kennen gelernt hatte, folgendes: „Vielen Dank für die Zuwendung des Gemeindeblattes mit dem für Ihre Kirchengemeinde siegreichen Gerichtsurteil. Es ist nun einmal so: Die Kirche hat das Schulwesen geschaffen, das wollen viele heute nicht wahrhaben. Aus der Hergabe von Räumen für den Schulbetrieb wurde dann eines Tages der Glaube, daß die Kirchengemeinde hier nichts mehr zu sagen habe. Mir ist die Persönlichkeit, die damals diese Grundbuchänderungen betrieb, wohl bekannt. Viel Erfolg hat sie schon damals nicht gehabt; nun ist auch die Pomehrenderfer Sache glücklich wieder eingereimt.“

Pr. Mart.

Wie bereits im letzten Gemeindeblatt mitgeteilt, findet am Sonntag den 14. Oktober, nachmittags 2 Uhr in unserer Kirche Kreis-Gustav-Adolf-Fest statt. Alles Nähere ist im letzten Gemeindeblatt bereits bekannt gegeben. Die Gemeindeglieder sind zu diesem Fest herzlich eingeladen. Am Vormittag findet kein Gottesdienst statt.

Am 2. Oktober tagten die kirchliche Gemeindevertretung und der Gemeindefkirchenrat. Aus ihren Beschlüssen seien folgende hervorgehoben:

Es wird einstimmig beschlossen, die diesjährige Kirchenumlage um 2,5 Prozent der Einkommensteuer und ein halbes Monatslohn der Grundvermögenssteuer zu erhöhen. Die Erhöhung ist durch die höher als erwartet ausgefallene Abgabe an die Landeskirche und durch verschiedene unvorhergesehene, dringende Instandsetzungsarbeiten notwendig geworden.“ — Durch diesen Beschluß ist also die gesamte Kirchensteuer unserer Gemeinde in diesem Jahr auf 12,5 Prozent der Einkommensteuer und 12,5 Prozent der Grundvermögenssteuer gekommen. Damit steht unsere Kirchengemeinde noch immer mit einem niedrigen Steuerfuß da. Erhebt doch z. B. die Nachbargemeinde Pomehrendorf 15 Prozent von der Einkommensteuer und 15 Prozent von der Grundvermögenssteuer.

Ferner wurde beschlossen, daß das Erntedankfest am Sonntag, den 28. Oktober gefeiert werden soll und daß zum Besten der Inneren Mission ein Erntedankopfer eingesammelt werden soll. Von den Mitgliedern der kirchlichen Körperschaften haben sich folgende Herren zur Einammlung des Erntedankopfers bereit erklärt: für Pr. Mart Kirchenältester Dorsch, für Böhmischgut Kirchenältester Boehnte, für Neuen-dorf-Höhe Gemeindevorordneter Abraham, für Rammers-

dorf Gemeindevorordneter Beder, für Blohnen Kirchenältester Rianast, für Bartkam Kirchenältester Poed, für Woeflik Kirchenältester Brien; von den übrigen Ortschaften, die auf der Sitzung nicht vertreten waren, sind folgende Herren um die Einammlung des Erntedankopfers in ihrer Ortschaft gebeten worden: für Hansdorf Gemeindevorordneter Wenzel, für Meislaiten Kirchenältester Briebe, für Guldemboden Gemeindevorordneter Matten, für Serpin Gemeindevorordneter Reinhold Kuhn. Das Ergebnis des Erntedankopfers soll am Erntedankfest vor der Gemeinde ortschäftsweise bekannt gegeben werden.

Es wird hiermit bekannt gegeben, daß die Evangelischen Hauskalender für die Ostmark eingetroffen sind. Jeder, welcher solch einen Kalender (Preis 50 Pfennige) kaufen will, braucht das nur einem Konfirmanden seiner Ortschaft zu sagen. Er bekommt dann den Kalender ins Haus geliefert. Der Kalender ist ein stilles, freies Buch, das nachdenklich gelesen sein will.

Die Instandsetzungen an und in der Kirche werden, wenn dieses Blatt in die Hände der Gemeindeglieder kommt, so gut wie beendet sein. Der Gemeindefkirchenrat hat den einzelnen Ortschaften und einzelnen Gemeindegliedern für die Mithilfe beim Zustandekommen der Kircheninstandsetzungen vielen Dank auszusprechen. Es war oft schwer für die Gemeindevorsteher, mitten in der Erntezeit Fuhrwerke für das Heranschaffen von Material zur Kirchenarbeit zu stellen. Mancher sagte oder dachte wohl auch: Was, sind wir schon wieder dran? Und vergaß ganz, daß in der Zwischenzeit die andern Ortschaften schon wieder verschiedene Fuhrer hatten leisten müssen. Aber aufs Große und Ganze gesehen kann man wohl sagen, daß mit viel freundlicher Bereitwilligkeit von Seiten der einzelnen Ortschaften dem Gemeindefkirchenrat entgegengekommen ist. Dafür sei den Ortschaften, den Gemeindevorstehern und den einzelnen Gemeindegliedern herzlich Dank gesagt! Der Pfarrer hat auch manches mal in den Ortschaften, in denen der Gemeindevorsteher kein Telephon hat, private Gemeindeglieder telephonisch bemühen müssen, um auf diese Weise eilige Anforderungen an die Gemeindevorsteher zu erledigen. Das war natürlich nicht schön, wenn man so als Telephonbesitzer für andere Leute laufen soll, aber schließlich war es doch für unsere Kirche, und so gebührt auch denen, welche in dieser Hinsicht mitgeholfen haben, der herzlichste Dank der gesamten Kirchengemeinde.

Bei dieser Gelegenheit war es übrigens so recht zu empfinden, wie unangenehm es ist, daß im Pfarramtzimmer noch immer kein Telephon ist. Der Pfarrer hat mit Verwaltungsangelegenheiten heutzutage so viel zu tun, daß er recht oft an den Fernsprecher muß, und das Hin- und Herlaufen zur Post versäumt natürlich. Daher ist es dankbar zu begrüßen, daß der Gemeindefkirchenrat in seiner Sitzung am 7. Mai dieses Jahres einstimmig beschlossen hat, ins Pfarramtzimmer Telephon legen zu lassen. Sobald die Kirchenkasse hierzu im Stande ist, wird dieser Beschluß des Gemeindefkirchenrats ausgeführt werden.

Aber zurück zu der Beendigung der kirchlichen Instandsetzungsarbeiten. Es stand damit im Zusammenhang, daß der sonntägliche Gottesdienst in der Schule stattfinden mußte. Und da gilt es nun wieder für eine Freundlichkeit zu danken. Und das ist die, daß Herr Dr. Gueske für die Gottesdienste in der Schule sein Klavier zur Verfügung gestellt hat und die ganze Zeit über auch im Schulzimmer hat stehen lassen. Das bedeutet natürlich für die Familienmitglieder, welche sonst des Abends im Wohnzimmer im gemütlichen Familienkreis am Klavier saßen und spielten, ein Opfer. Umso mehr sei auch hierfür der herzlichste Dank der Kirchengemeinde ausgesprochen.

Eines wird am Gustav-Adolf-Fest als Rest der Instandsetzungsarbeiten leider noch übrig sein, und das ist der übrig gebliebene Sand, welcher noch vor der Kirche liegt. Es ist mitten in der Zeit der Kartoffel-, Rüben- und Brutenernte nicht möglich, den Sand auf den Pfarrhof, wo er im nächsten Jahr voraussichtlich zu Pflasterarbeiten gebraucht werden wird, abzufahren. Aber auch dieser Sand wird hoffentlich bald verschwinden, damit unser schöne Friedhof wieder sein gut gepflegtes, sauberes Aussehen erhält.

kein Bedenken. Aber vom Stifte Sanctä Crucis rate ich die Hand zu lassen. Wir sind scharf verwahrt worden durch ein kaiserliches Mandatum, die Kreuzpfaffen nicht zu beschweren. Darauf pochen sie und sind über die Maßen stolz. Was wollen wir denn mit ihnen beginnen, wenn sie sich des Eides trotzig weigern?"

„Dann muß man sie zum Gehorsam zwingen“, entgegnete Meyenburg hart.

„Sollen wir uns an ihnen vergreifen?"

„Warum nicht, wenn's not täte?"

„Sie haben Schutzbriefe des Kaisers, und Herzog Georg schirmt sie! Es ist ein gefährlich Ding, sie anzugreifen,“ warnte Schmidt. (Fortsetzung folgt.)

Kalenderbrief.

- 15. Oktober: Kaulbach 1805.
- 16. Oktober: Böcklin.
- 17. Oktober: Geibel.
- 18. Oktober: Schlacht bei Leipzig.
- 19. Oktober: Samuel Rodigast 1649.
- 20. Oktober: Andree 1808.

Mein lieber Willfried!

Mit dem Kaulbach in unserem Kalenderbrief ist es etwas verhängnisvoll. Er taucht nun schon wieder auf. Schon beim ersten mal mußte ich Dir schreiben, daß er ein nicht sehr bedeutender Maler gewesen ist, von dem ich Dir nichts schreiben kann. Das ist bisher nicht besser geworden, auch heute kann ich Dir von ihm nicht mehr schreiben.

Von einem andern Maler, der diesesmal in unserer Woche steht, ist das eher möglich. Seine Werke sind heute noch in Museen oft die wertvollsten Stücke. Die in unzähligen Wiedergaben in deutschen Bürgerhäusern verbreitete „Toteninsel“ hat er unter anderem gemalt. Es ist bei ihm eigentümlich, wie immer eine Mischung von Leid und ausgelassenster Freude durcheinandergehen. Es hat mich einmal tief getroffen auf einem Bild von ihm in München „Wellenspiel“, auf dem die Meerbewohner sich munter tummeln, in dem Gesicht eines solchen Meerbewohners einen unendlich traurigen Ausdruck zu finden. Böcklin hat auch zu den Menschen gehört, die in ihrem Leben durch viel Leid hindurchgegangen sind und das zeigt sich immer wieder auch in dem, was er schuf.

Einem Mann, der von schwerer Krankheit heimgesucht an Leib und Seele gebrochen darniederlag, dem Kantor Severius Gastorius in Jena, sendet sein Freund Samuel Rodigast das Lied: „Was Gott tut, das ist wohlgetan“ zur Aufmunterung und Tröstung. Dieses Lied hat seinen Text aus 5. Mose 32, 4 wie Moses von Israels Gott bezeugt: „alles was er tut, das ist recht“. Schon ein älterer Dichter hatte ein Lied mit gleichem Anfang gesungen, aber das Lied Samuel Rodigasts ist der Christenheit tiefer ins Herz gedrungen. Dazu hat sicher die schöne Tonweise nicht wenig geholfen. Das fühlt jeder, der sich an ihm erbaut hat oder künftig erbauen wird, denn die Segensspuren dieses Liedes haben noch lange kein Ende.

Von der Völkerschlacht bei Leipzig haben wir als Jungens ja immer mit besonderer Freude gehört und gelesen. Zwar entging damals der große Kaiser noch einmal seinem Geschick, aber Leipzig hat wohl entscheidend Napoleons Kraft gebrochen. Was der graufige Rückzug der französischen Truppen aus den Steppen Rußlands nicht vermochte, das hat dann das für die damalige Zeit gewaltige Ringen fertigbekommen. Nach einem erfolgreichen Anfang gegen österreichische Truppen ließ der Kaiser schon die Siegesglocken läuten. Aber jäh mußten sie verstummen, denn unter York siegte die schlesische Armee. Erst am dritten Tage gelang es aber, den Korpsen zur Aufgabe seiner Stellung zu zwingen. Es kostete den Völkern Europas damals schwere Verluste, diesen Riesen zu fassen. Das beweist die Größe jenes stolzen Kaisers mit den verzehrenden Augen.

Eines hat der Sieg von 1813 den Deutschen allerdings noch nicht geschenkt: die nationale Einigkeit. Selbst 1858 muß Geibel noch singen:

„Wann doch, wann erscheint der Meister,
der, o Deutschland, dich erbaut
wie die Sehnsucht edler Geister
ahnungsvoll dich längst geschaut.“

Neben seinen lyrischen Gedichten zeigen heute noch Geibels vaterländische Gedichte am meisten, was für ein Mann und Dichter er gewesen ist, denn dort tritt er uns am männlichsten und am stärksten entgegen. Es ist, als ob er schon 1856 den Weltkrieg von 1914 geahnt hätte, wenn er singt:

„Wenn verbündet Ost und West
wider dich zum Schwerte fassen,
wisse, daß dich Gott nicht liebt,
so du nicht dich selbst verlassst.“

Es war ja in deutschen Landen lange Zeit nicht ungefährlich, für die deutsche Einigkeit einzutreten. Viele haben es mit Kerkerhaft büßen müssen, daß sie öffentlich für ein geeintes Deutschland eintraten. So Fritz Reuter. Auch der Erdkundler Karl Theodor Andree mußte sich dem Gericht stellen. 1833 erst wurde er freigesprochen. Er ging dann als Leiter großer Zeitungen nach Mainz, Köln und Bremen und half so eine allgemeine Zollvereinigung Deutschlands einzuführen. Aber neben dieser Tätigkeit in der Öffentlichkeit arbeitete er an grundlegenden Werken der Erdkunde. Seine „geographischen Wanderungen“ werden heute noch gelesen. Als Junge hab ich manchmal in ihnen geschmökert. Reisen machen, wenn auch nur im Buche, weist Du ja, hat mich immer angezogen.

Dein getreuer

Gottfried.

Ein Künstler.

In seinen alten Jahren lebte der fromme Maler Wilhelm Steinhäuser eine Zeitlang am Bodensee, und zwar in einem Bauernhause. Die schönste Stube war sein Arbeitsraum. Eines Morgens trat der Besitzer des Hauses in dieses Zimmer ein in der Annahme, der Meister sei noch nicht an der Arbeit. Aber wie überrascht war er, als er diesen beim Gebet antraf! Er fragte ihn verwundert: „Ja, haben Sie denn das auch noch nötig?“ Ruhig antwortete Steinhäuser: „So nötig wie das Aufstehen, wenn etwas Gutes und Rechtes geschehen soll“.

Das konnte der biedere Bauer nicht begreifen, und er bemerkte, heutzutage seien viele das Beten nicht gewöhnt, außer sie seien katholisch. Demgegenüber wies Steinhäuser darauf hin, daß das Beten im Leben des Christen zur festen Gewohnheit werden müsse, es solle seinen bestimmten Platz im Tageslauf haben.

Als der andere einwarf, jemand habe gesagt, das Beten sei gar nicht nötig, da ja Gott schon lange wisse, was wir bedürfen, ehe wir es ihm sagen, da leuchteten die Augen des ehrwürdigen Künstlers auf, und er sagte: „Ja, es ist wahr, wenn Gott warten müßte, bis er klar und deutlich würde, was wir brauchen, und es dann in Worte gefaßt hätten, so käme ziemlich alles, was wir für Leib und Seele bedürfen, zu spät. Darum heißt's in jenem Lied: „Der Herr wird's versehen.“ Aber ein Leben ohne Gebet verläuft nur in dieser Welt; das Gebet ist das einzige, was unser Leben über diese Welt hinaushebt. Und weiter, meinte er, auch die Kunst könne das nicht, denn sie sei ja auch nur von dieser Welt. Wenn man nie über diese Welt hinausgehoben werde, so sehe man sich selbst nie im Lichte der Ewigkeit und stehe nie im Angesicht Gottes. Dann überkomme einen auch nie so recht das Verlangen nach Vollkommenheit. Man vergleiche sich nur mit andern und finde, man sei ebenso gut wie sie, und so bleibe man zufrieden mit sich selbst, lebe nur von dem, was man selbst habe, und was die Welt einem biete. So bekomme man nichts von oben, und das Tiefste und Edelste in uns, der Drang nach Vollkommenheit, bekomme keine Lust; der Durst der Seele nach Gott werde nicht gestillt.

Auf die letzte Frage des Hausherrn: „Ist es denn sicher, daß uns Gott hört und daß wir ihm nicht zu unbedeutend oder zu schlecht sind?“ gab der fromme Meister die schöne und treffende Antwort: „Ja, wir haben einen ganz sicheren Beweis dafür, daß Gott das Seufzen und Flehen eines armen Menschenkinde hört, und das ist unser Herr Jesus Christus. Seine Person, sein Leben, sein Tod, seine Auferstehung sind die Bürgschaft unseres Gottes.“ Dann beteten die beiden zusammen das Vaterunser.

Zeitwarte.

Seit dem 29. Juni d. Js. haben wir wieder einmal eine neue Reichsregierung. Es ist bereits die sechzehnte (!) seit dem Jahre 1919. Es ist nicht anzunehmen, daß sie eine Reihe von Jahren ihr Amt führen wird. Gleichwohl wollen wir sie unsern Lesern endlich vorstellen. Sie umfaßt 4 Sozialdemokraten, 2 Demokraten, 2 von der Deutschen Volkspartei, 1 Zentrumsmann, 1 von der Bayerischen Volkspartei, sowie den keiner Partei angehörigen Reichswehrminister.

Reichskanzler ist Hermann Müller, bekannt unter dem Namen „Müller-Franken“. Er verwaltete in der zweiten nachnovemberlichen Reichsregierung das Ministerium des Innern, vom 21. Juni 1919 bis 26. März 1920. Als solcher hat er seinerzeit das Friedensdiktat von Versailles unterschrieben. Sodann war er in der dritten Reichsregierung Reichskanzler vom 27. März bis 8. Juni 1920. Er ist geboren im Jahre 1876 und von Haus aus Kaufmann. Seit dem Jahre 1919 ist er Vorsitzender der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion. Er bekennt sich als Dissident.

Noch bekannter als Müller ist sein sozialdemokratischer Genosse Karl Severing, der sich als unentwegter Sozialist im preußischen Innenministerium einen Namen gemacht hat. Weil er anscheinend seine Gesundheit zu sehr strapaziert hat, mußte Severing seinen Posten als preußischer Minister aufgeben, den er mit kurzer Unterbrechung von einem halben Jahr inne gehabt hatte seit März 1920 bis Oktober 1926. Severing ist Westfale, im Jahre 1875 geboren. Er ist gelernter Schlosser, übernahm aber schon ziemlich früh eine sozialdemokratische Verwaltungsstelle beim deutschen Metallarbeiterverband und wurde dann Schriftleiter der Bielefelder sozialdemokratischen Volkswacht. Severing bekennt sich als reformiert. Er hat das Innenministerium übernommen.

Der dritte der sozialdemokratischen Minister ist Dr. Rudolf Hilferding, uns allen in Erinnerung durch seine überaus unglückliche Verwaltung des Reichsfinanzministeriums in dem furchtbaren Inflationsjahr 1923. Hilferding ist ein österreichischer Jude, geboren in Wien im Jahre 1877. Er gibt sich als „konfessionslos“ aus. Von Haus aus ist er Mediziner. Vom Jahre 1907 bis 1915 war er Schriftleiter beim „Vorwärts“. Dann ging er zu den unabhängigen Sozialisten über und war von 1918 bis 1922 Hauptschriftleiter der „Freiheit“. Als dann die Verschmelzung der sozialistischen Partei mit den Unabhängigen durchgeführt wurde, wurde Dr. Hilferding Mitglied des Parteivorstandes der vereinigten sozialdemokratischen Partei Deutschlands. Es ist ihm auch jetzt wieder das Finanzministerium anvertraut worden.

Der vierte sozialdemokratische Minister ist Rudolf Wissell, geboren 1869 in Göttingen. Auch er bekennt sich als Dissident. Seine Arbeit als Maschinenbauer gab er mit 31 Jahren auf und wurde Arbeitersekretär. Er gehörte zu den vom Volke nicht beauftragten, „Volksbeauftragten“ 1918/19, war dann Reichswirtschaftsminister im Jahre 1919. Jetzt bekleidet er das Reichsarbeitsministerium.

Die Demokraten haben zwei Männer im neuen Reichsministerium, nämlich den früheren badiischen Minister Dietrich und den früheren Reichsminister Koch. Hermann Robert Dietrich, geboren im Kreise Freiburg 1879, evangelisch, war früher Oberbürgermeister in Konstanz und wurde dann 1918 Mitglied der vorläufigen badiischen Volksregierung. Er hat das Ernährungsministerium übernommen. — Erich Koch, geboren 1875 in Bremerhaven, evangelisch. Mit 38 Jahren vertauschte er den Stadtdirektorposten in Bremerhaven mit dem des Stadtvorstandes in Kassel. Im Jahre 1919 verließ er den Oberbürgermeisterposten und wurde Reichsminister des Innern, behielt dieses Amt auch in der dritten und vierten Regierung, also bis 1921. Vizekanzler war er während der Kanzlerschaft Hermann Müllers, vom März bis Juni 1920. Jetzt bekleidet er das Justizministerium.

Das Zentrum schickte diesmal nur sozusagen einen Hockposten in das Reichsministerium. Es hat dazu aus-

ersehen den bisherigen Führer der Zentrumsfraktion, Theodor von Guérard, geboren 1863. Als Zentrumsmann natürlich katholisch. Geheimer Rat von Guérard war Landrat des Kreises Monschau. Er hat das Verkehrsministerium übernommen und nimmt außerdem die Geschäfte des Reichsministers für die besetzten Gebiete wahr.

An dem diesmaligen Reichsministerium ist wiederum beteiligt die Bayerische Volkspartei. Ihr Vertrauensmann, der übrigens auch in der letzten Regierung saß, ist Dr. Schäkel. Schäkel und Groener sind von allen Ministern die einzigen, die es zum Reichsminister brachten, ohne zuvor Reichstagsabgeordnete gewesen zu sein. Schäkel verwaltet das Postministerium weiter.

Sehr fraglich war es eine Zeitlang, ob die Deutsche Volkspartei in diesem Ministerium mitmachen wolle. Vermutlich wäre sie draußen geblieben, wenn sie nicht auf den bekanntesten ihrer Leute Rücksicht genommen hätte, nämlich Dr. Stresemann. Dr. Stresemann bekleidet auch jetzt wieder das Außenministerium, wie in den vorausgehenden sechs Regierungen vom 13. August 1923 an. Dr. Gustav Stresemann ist in Berlin 1878 geboren und ist evangelisch. Er war Syndikus in Sachsen, bis er zur aktiven Politik überging. Seit 1907 war er mit zweijähriger Unterbrechung Mitglied des Reichstages, seit 1920 ist er Vorsitzender der Reichstagsfraktion der hauptsächlich auf sein Betreiben gegründeten Deutschen Volkspartei. — Ebenfalls Mitglied der Deutschen Volkspartei ist Dr. jur. Julius Curtius, geboren 1877 in Duisburg, evangelisch. Er war Rechtsanwalt, unterbrach aber seine Rechtsanwaltspraxis durch wissenschaftliche Arbeiten. Während des ganzen Krieges war er Hauptmann und Batterieführer im Felde. Er führt das Reichswirtschaftsministerium.

Der einzige Minister, der keiner Partei angehört, ist General Groener. Er ist dadurch bekannt, daß er seinerzeit den General Ludendorff abzulösen hatte als Generalquartiermeister. An dem Uebertritt des Kaisers nach Holland hat er sein gut Teil Verantwortung übernommen. Er führt das Wehrministerium.

Bibellesestafel.

19. Sonntag n. Trin., den 14. Oktober 1928.

Evangelien: Matth. 9, 1—8 und Joh. 9, 24—41.

Episteln: Eph. 4, 22—32 und Jak. 3, 13—20.

Altes Testament: Psalm 32, 1—7.

14. Okt. 1. Tim. 6, 1—10. Vergänglich und bleibender Gewinn.
15. Okt. 1. Tim. 6, 11—21. Scheinleben und wahres Leben.
16. Okt. 2. Tim. 1, 1—5. Ein gutes Erbe.
17. Okt. 2. Tim. 1, 6—14. Vor die Front gestellt.
18. Okt. 2. Tim. 2, 1—13. Junges Führertum.
19. Okt. 2. Tim. 2, 19—26. Selbstziplin.
20. Okt. 2. Tim. 3, 1—9. Keine Illusionen.

Wieder einmal kommen aus Rußland Berichte über neue Versuche zur Unterdrückung der Religion. Ein neues Geheiß ist veröffentlicht worden, das auch die private Andachtsübung zwangsmäßigen Beschränkungen unterwerfen will. Jeder Zusammenschluß oder jede Versammlung religiöser Art von Frauen, Kindern oder Jungmännern soll verboten sein. Religiöse Bibliotheken oder Besessenen sollen nicht mehr unterhalten werden dürfen. Alle Kultgegenstände sollen als Nationaligentum erklärt werden und nur unter dem Titel einer Leihgabe den religiösen Gemeinschaften überlassen bleiben. Jede Ausübung des Kultes auf öffentlichen Plätzen, Feiern in den Spitälern und Gefängnissen sollen verboten sein.

Die Ursachen für diese krankhaften Bemühungen im Kampf gegen die Religion sind offenkundig. Die bolschewistische Zeitung „Iswestija“ vom 17. August klagt über das starke Anwachsen der religiösen Gemeinden und Genossenschaften in den großen Städten. Die Wiederherstellung der Kirchen schreitet immer weiter fort und auch die kirchliche Liebestätigkeit beginnt sich wieder zu entfalten. So wird in der Nähe der Arbeiterkolonie des moskovo-marwskischen Bezirks in Petersburg ein großes Hospiz errichtet. Andererseits aber hat die religionsfeindliche Presse selbst viele Fehlschläge zu verzeichnen. Die sowjetrussische Presse selbst gesteht ein, daß kaum noch etwas von erfolgreicher religionsfeindlicher Arbeit zu spüren sei. Trotz dieser offenkundigen Volksstimmung lassen die Machthaber nichts unversucht, um den Kampf weiter zu tragen.